

Ein bisher unbekannter Brief von Max Eyth aus England

Mitgeteilt von Werner Majer

Der nachstehend abgedruckte Brief von Max Eyth vom 11. Juni 1863 aus Leeds ist an den Großvater des Einsenders gerichtet, an Dr. Ludwig Majer, der damals Repetent am Ev.-theol. Seminar Schöntal war und später als Rektor am Gymnasium in Tübingen wirkte. Majer hatte drei Gedichte von Eyth vertont und ihm diese Kompositionen übersandt. Der Brief, in dem Eyth sich dafür bedankt, kennzeichnet die prekäre wirtschaftliche Situation und die niedergedrückte Stimmung des Schreibers. Der am Schluß erwähnte „College Binder“ war gleichzeitig mit Majer Repetent in Schöntal und später Rektor des Realgymnasiums in Ulm.

11. Juni 63

Smith cottage Blackbullet
Hunslet Leeds

Mein lieber Freund Majer!

Wenn das eherne Geschick etwas sanfter mit mir umginge hättest Du schon längst einen gerührten Brief auf Deine freundliche Zusendung in Händen, für die ich Dir jetzt meinen herzlichsten Dank ausspreche. Ich brauche Dir wohl kaum zu sagen, daß und wie sehr sie mich gefreut hat, so ferne mir auch in meiner augenblicklichen Sphäre die schönen Künste und alle damit zusammenhängenden Herzensbewegungen liegen. Aber ich bin ein zu guter Deutscher, um nicht die alten Klänge zu verstehen, wann und wo sie mich finden.

Das Lied der Hildegard trifft den Nagel auf den Kopf – ganz die süße, wehmüthige Einsamkeit, die ewig lächerlich bleibt wenn man sie in Worte faßt und immer ergreifend ist in Tönen; das Ave Maria klingt recht herzlich, recht deutsch katholisch, und „daß mein Liebes“ ist so kräftig und energisch, als man's nur wünschen kann, vielleicht nur zu sehr. Es war mir nicht halb so ernst bei dem Gedicht, als Dir bei dem Lied.

Nebenbei: Ich machte es in Geislingen.

Thu mir den einzigen Gefallen, lieber Majer, und nimm mir nichts übel. Hättest Du anderen Leuten componiert, hätte ich anders kritisiert – ernsthafter und bescheidener. Aber Undank ist der Welt Lohn und was kann ich Dir für die Freundlichkeit bieten, mit der Du Dich in meine schlechten Verse einarbeitest als schlechtere Witze.

Vorgestern war ich in London auf dem Weg nach Indien und erwartete mit Bangen und einem entsprechend gepackten Koffer ein Telegramm, das mich, selbst ohne Schönthäl gesehen zu haben, nach Egypten spedieren sollte. Die ganze Welt schreit nach Baumwolle.

Heute bin ich wieder in Leeds, indem ein ähnliches großes Unternehmen in Algier vielleicht meine indischen Hoffnungen zu Wasser macht. Sie blasen mir die Seele aus dem Leib, obgleich ich eine Eselsgeduld heuchle. Aber wenn's noch lange so fort-geht, geht's nimmer lang so fort. Bitte, dies meinen Leuten mitzutheilen.

Wie ruhig, wie sicher, wie gut Ihr's dagegen habt! Da geht alles seinen geweihten Weg, friedlich, wie der Mond und Ihr könntets ausrechnen, mit astronomischer Bestimmtheit, um wieviel Uhr am so und sovielten September 1864 Ihr in Öhringen in den Eisenbahnwagen einsteigen werdet, um Eure Vakanzreise anzutreten. Wer giebt mir Vacanz? Wer sagt mir, wo ich morgen mein Haupt niederlege. Und doch!

Mit freundlichen Grüßen an den Herrn Collegen Binder und mit den herzlichsten Glückwünschen „of the season“ wie sie hier sagen für Dich

Dein

Eyth

Mozart und das welsche Tanzliedchen aus Schwaben

Als sich um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert die aus den Westalpen Piemonts stammenden waldensischen Religionsflüchtlinge in Württemberg in eigenen Kolonien niederließen, brachten sie aus ihren Heimatältern nicht nur ihre Mundart, einen provenzalischen Alpendialekt, mit, sondern auch ihr spezifisches Brauchtum. Zu diesem gehörten provenzalische, französische und vielleicht auch piemontesische Volkslieder. Aus dem Bericht des waldensischen Historikers Alexis Muston, des Verfassers einer bekannten Geschichte der Waldenser, wissen wir, daß bei den waldensischen Kolonisten das Liedgut der Vorfahren eine Zeitlang noch gepflegt wurde. Muston besuchte in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Waldenserorte Württembergs und Hessens und trat bei dieser Gelegenheit auch mit Jean Henry Perrot, dem letzten Waldenserschulmeister von Neuhengstett bei Calw, in Verbindung. Auf einer seiner Erkundungsfahrten traf er eine fast Hundertjährige, die sich noch an die Anfangszeit der waldensischen Niederlassung erinnern konnte. Sie

berichtete ihm, die von tausend Nöten bedrängten Kolonisten seien in Tränen ausgebrochen, wenn sie die Lieder der alten Heimat singen hörten. Dieses Liedgut paßte aber allmählich nicht mehr in die neue, so ganz andersgeartete Umgebung und dürfte daher in der zweiten oder dritten Generation in Vergessenheit geraten sein.

Indes scheinen sich ein paar welsche Kinderliedchen bis ins 19. Jahrhundert erhalten zu haben. Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Romanist Alban Rößler die Mundarten von Neuhengstett und Pinache-Serres (Kreis Vaihingen) aufzeichnete, konnte man sich dort noch an die Texte einiger Kinderliedchen erinnern, die dazugehörigen Melodien waren allerdings längst vergessen. Eines dieser Liedchen – es stammt aus Neuhengstett und ist in einer Variante auch aus Serres überliefert – lautet in deutscher Übersetzung:

„Margarete, roter Peter,
Wieviel hundert habt Ihr als Liebste?“
„Fünf im Weinberg, sechs auf der Wiese,
Sieben im Kriege als Soldaten.“

Da der Text des Liedes alles andere als kindgemäß ist, liegt es auf der Hand, daß hier ursprünglich kein Kinderlied vorliegen konnte. Es handelt sich vielmehr um ein altes Tanzlied, das in den Waldensertälern Piemonts bis in unsere Zeit gesungen wurde. Der provenzalische Text lautet in deutscher Übersetzung:

„Margaretchen mit den roten Schuhen,
Wieviele Verehrer habt Ihr?
„Fünf im Weinberg, fünf auf den Wiesen,
Fünf im Kriege, fünf im Kriege,
Fünf im Weinberg, fünf auf den Wiesen,
Fünf im Kriege als Soldaten.“

Derartige einstrophige Tanzlieder verdanken bestimmten Bedürfnissen ihre Entstehung. Da der Gebrauch von Musikinstrumenten in den Waldensertälern wenig bekannt war, sahen sich die Tanzlustigen gezwungen, die Tanzmusik aus eigenen Kräften zu bestreiten. Das geschah, indem man den Bourreen, Giguen usw. Texte unterlegte und sie auf diese Weise sangbar machte. Den Verfassern solcher Reime kam es dabei weniger auf Gehalt und textliche Gestaltung als auf Singbarkeit an. Bei der Weise des zuletzt erwähnten Liedes haben wir es mit einer Courante zu tun, einem Tanz, der bis vor dem zweiten Weltkrieg noch im oberen Germanascatale getanzt wurde. Diese Weise ist in musikhistorischer Hinsicht dadurch interessant, daß sie ab Takt 5 (3. Verszeile) eine frappierende Ähnlichkeit mit Mozarts (Variationen zu) „Ah, vous dirai-je, maman“ aufweist. Eine direkte Beziehung zwischen dem Mozartschen Thema und der Courante aus den Waldensertälern läßt sich zwar nicht nachweisen, doch ist es wahrscheinlich, daß beide auf eine gemeinsame Quelle, ein französisches Lied des 17. Jahrhunderts, zurückgehen.

Ernst Hirsch

Ulm. Das Bild der Stadt in alten Ansichten. Von Max Schefold. Stadtopographischer Teil von Hellmut Pflüger. 1967. Anton H. Konrad Verlag, Weißenhorn. 108 Seiten Text, 111 Abbildungen, XIV Farbtafeln. Leinen 29 DM.

Nennen wir den handlichen Leinenband, der insgesamt 125 Abbildungen mit über 100 Seiten Text erläutert, ein Bilderbuch oder eine Dokumentensammlung? Beides gilt, aber beides mit Vorbehalt. Denn es ist keines der Städtebilderbücher, wie sie heute oft so gekonnt durch den Photographen auf den Markt gebracht werden. Die Betonung liegt auf „alte“ Ansichten, obwohl die letzten erst knapp 100 Jahre alt sind und einige sogar noch die Eisenbahn zeigen. Trotzdem findet man auch genügend Bilder, die dem heutigen Ulmer ohne weiteres bekannt sind, neben vielen Zeugen vergangener Baudenkmale, Straßen- und Landschaftsbilder.

Die meisten Bilder – und darauf liegt das Schwergewicht – stammen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert. Mit einer Planskizze (Abb. 23) greift die Auswahl sogar vor das Jahr 1134 zurück! Die Bildauswahl verdanken wir hauptsächlich Dr. Max Schefold, der sich in den letzten Jahren fast ausschließlich und vorzugsweise als Erforscher und Kenner alter Ansichten aus Württemberg, die er mit dem Sammelbegriff „Veduten“ benennt, betätigt hat. In seinem Werk „Alte Ansichten aus Württemberg“ – Band II, Katalog, 1959 – ist Ulm mit 660 Nachweisen vertreten. Er hat, selbst gebürtiger Ulmer, schon 1924 nach einer Ausstellung „Das Ulmer Stadtbild“ unter der Ulmer Museumsdirektion von Prof. Dr. Julius Baum den damals erschienenen ersten Katalog von Ulmer Ansichten und Plänen bearbeitet. Seine Forschungen ergaben, daß Ulm neben Köln und Nürnberg eine der am meisten abkonterfeiten Städte Deutschlands ist und ein Bildmaterial von überraschender Breite und Vielfalt besitzt, während sonst häufig nur graphische Bilddokumente vorliegen. Jede Darstellung aus früherer Zeit, die nur einigermaßen die Wirklichkeit nachvollzieht, wird ja für die Nachwelt zum Dokument. Dies gilt aber betont, wenn das Bild von einem so gründlichen Kenner der Ortlichkeit und ihrer Geschichte erläutert wird, wie es der stadtopographische Teil von Hellmut Pflüger unternimmt. Schon die erste Abbildung aus Schedels Weltchronik von 1493 erweist sich bei solcher Betrachtung als geschichtliche Urkunde von beachtlichem Wert, wobei dann Bild für Bild an den gewonnenen Erkenntnissen weiter gebaut werden kann. Eine Skizze von 1560, welche „zur Verbesserung der Ulmer Befestigung“ von dem Niederländer Johann del Monte und seinen militärischen und baulichen Mitarbeitern ausgearbeitet wurde (Tafel III), ist allein in mehr als eineinhalb Seiten historisch ausgewertet.

Schefold leitet den Text mit einer Einführung ein (Seite 9–48), in welcher er nachweist, daß das Bild von Ulm und seinem Münster wohl schon auf Darstellungen am Ende des 14. Jahrhunderts in Straßburg (Abb. 3), Wernigerode (Abb. 4) und im Pfullendorfer Altar (Abb. 7) auftritt. Ganz sicher belegt ist es in Italien um 1580 (Abb. 20) und in einer Wandmalerei in Mantua (Abb. 21). Auf diesen ältesten Teilansichten spielt neben Befestigungsring, Turm und Tor fast immer das Münster die Hauptrolle. Selbstverständlich gilt das für alle Gesamtdarstellungen, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert die „Topographien“ und „Kosmographien“ und 1570 die „warhaffte Abconterfeyung“ des Georg Rieder (Abb. 17) oder die „Contrafacturen“ des Jonathan Sau-